

## XXVI. Professor an der Universität Berlin seit 1917

Die immer ernster werdenden Probleme des Krieges liessen die Freude über die Ernennung zum Berliner Professor nicht zur Entwicklung kommen. Meine Arbeit im Finanzministerium ging wie bisher weiter, und das Neue war zunächst die schwierige Aufgabe, mir in Berlin während des Krieges eine Wohnung für meine Familie zu beschaffen. Wir waren in Bonn durch unsere in einem schönen Garten am Rhein zwischen lieben Verwandten und Bekannten gelegene Wohnung verwöhnt. In ein Berliner Miethaus einzuziehen, war kein verlockender Gedanke; selbst solche Wohnung in leidlich guter Lage zu erhalten, schien aussichtslos zu sein. Da gelang es doch, ein Einfamilienhaus ausfindig zu machen, das unseren Wünschen zu entsprechen schien. Als meine Frau und ich es besichtigen wollten, hiess es jedoch an der Haustür: nur zu verkaufen, sodass wir sogleich Kehrt machten. Aus der Trauer darüber erwuchs aber die Frage, ob ein Kauf denn wirtschaftlich ausgeschlossen sei; und das hiess in letzter Linie, ob es nicht gelingen könne, die nötigen Hypotheken zu annehmbaren Bedingungen zu bekommen. Als sich das als möglich erwies, pilgerten wir von neuem zum Haus auf dem Fichteberg, und schnell wurden wir über den Kauf einig.

Mein Haus liegt auf der höchsten Stelle des Fichteberges an einer kurzen stillen Sackgasse, inmitten eines Gartens, in dem nicht nur Kiefern und Birken und Eichen wachsen, sondern auch Obstbäume und Buschobst, sowie Flieder und Goldregen, Kletterrosen und Rhododendrons. Auch bekamen wir zum nahen Tor des zur Universität gehörenden Botanischen Gartens einen Schlüssel, sodass wir auch an seinen Wundern uns leicht erfreuen konnten. Ringsum wohnten ausserdem mehrere Familien, mit denen wir bekannt waren oder bald bekannt wurden, und von der Grosstadt bekam man kaum etwas zu sehen. Hier konnte sich ein Heimatgefühl entwickeln. Mehr noch durch den Hausbesitz als durch die neue Professur glaubte ich am Ziel meines Lebens angelangt zu sein.

Ich sah mit freudiger Erregung den Sitzungen der Philosophischen Fakultät, der ich angehörte, entgegen. Sie galt noch immer als Kern der Berliner Universität. Ihr hatten die Männer angehört, die deren Ruhm in erster Linie begründet haben: die Philosophen wie Fichte, Hegel und Schelling, die Männer, welche die Altertumswissenschaften zu einem Bestandteil deutscher Bildung gemacht haben, die grossen Geschichtsforscher wie Droysen, der Lehrmeister meines Vaters, Ranke, der Hauptbegründer der modernen Geschichtsforschung, und Mommsen, den ich selbst noch kennen gelernt hatte. Jetzt wurde die Philosophie neben dem alten Stumpf, dessen ganz seiner Arbeit hingeebenen prächtige Persönlichkeit ich in meiner Studienzeit schon flüchtig beobachtet hatte, durch den etwas theatralisch wirkenden Aloya Richl vertreten, bei dem ich einst in Freiburg die erste Universitätsvorlesung gehört hatte. Die Altertumswissenschaft wiess ein ähnlich verschiedenartiges Bild auf: einerseits die fast schüchterne, ausgeprägte Gelehrten-gestalt von Hermann Diels, andererseits die gewandte und selbstbewusste Edelmannserscheinung von Ulrich v. Wilamowitz; ich kannte noch keinen von ihnen. Unter den Historikern konnte ich zu meiner Freude den von mir besonders verehrten Professor Ulrich Wilcken, der gleichzeitig mit mir nach Berlin berufen worden war, hier wieder begrüssen und auch die kraftvolle Persönlichkeit Eduard Meyers, den ich einst in Verbindung mit meinen Wiener Reiseplänen in Halle besucht hatte, sowie Hans Delbrück, der bewegliche Herausgeber der

Preussischen Jahrbücher, in denen ich Artikel veröffentlicht hatte, waren mir bekannt, ferner auch die komplizierte Persönlichkeit Friedrich Heinekes, den ich schon in der Referendarszeit kennen gelernt hatte. Anfangs suchte ich vergeblich nach Verbindungen mit den glanzvollen Perioden des früheren weiten Einflusses. In den einzelnen Wissenszweigen waren sie auch schwer zu finden. Aber allmählich entdeckte ich, dass Altertumswissenschaft, Geschichte und Philosophie nicht einzeln mit der Vergangenheit zu vergleichen waren. Es hatte sich eine eigenartige Vereinigung herausgebildet. Sie wird am einfachsten gekennzeichnet durch die Anführung einiger Hauptschriften der Berliner Professoren. An erster Stelle müssen die „Fragmente der Vorsokratiker“ von Hermann Diels genannt werden; die Wirkung dieser „bestverschütteten aller griechischen Tempel“ (Nietzsche) kann unermesslich genannt werden. Es schlossen sich an: das Werk von Wilamowitz über Platon, das seines Nachfolgers Werner Jaeger über Sokrates; auch das Buch über Augustin der Theologen v. Harnack, der mir von allen Berliner Professoren den bedeutendsten Eindruck gemacht hat, und des später berufenen Germanisten Koch über Plotin hauptsächlich in seiner Bedeutung für Goethe können in diesem Zusammenhang noch genannt werden.

So sehr ich auch bestrebt war, mich mit meinen neuen Kollegen bekannt zu machen, es fehlte mir – was ihre Werke anlangte – dazu zunächst an Zeit. In vollem Masse ist das erst geschehen, als ich mich nach meiner Emeritierung in meiner Lehrtätigkeit auf mein „Kolloquium“ beschränkte. Auch wirkte dabei die für mich überraschende Entdeckung mit, dass sich auch in den Naturwissenschaften ein Zug zur alten Philosophie zeigte und immer stärker entwickelte. Als daher der Kultusminister Hänisch im Winter 1923/24 die Naturwissenschaften aus der Philosophischen Fakultät herausnehmen und zu einer besonderen Fakultät machen wollte, ging ich als damaliger Dekan zu ihm, setzte ihm auseinander, wie dadurch für die Zukunft wichtige Verbindungen zerrissen würden, und hatte die Freude, dass der Trennungsplan aufgegeben wurde. Noch mehr wurden diese Beziehungen mir persönlich näher gebracht, als der Physiker Werner Heisenberg mein Schwiegersohn wurde. Er verkörperte gleichsam die Verbindung zwischen Altertum und Physik insofern, als sein Vater Professor der griechischen Sprache in der Universität München gewesen war und er Professor der Physik in Berlin wurde. Seine Schrift „Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft“ (5. Auflage 1944) bringt die Verbindung zwischen Altertum und dem modernsten Zweige der Naturwissenschaften vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck. Ich wurde durch sie lebhaft an die fruchtlosen Versuche in meiner Schulzeit erinnert, jetzt fiel mir gleichsam in den Schoß, wonach ich damals vergeblich gestrebt hatte. Aus dem äusseren Grunde des stetigen Wachstums der Naturwissenschaft ist später die Teilung der Fakultät doch vorgenommen worden.

In den Sitzungen der Berliner Philosophischen Fakultät machten sich aber auch die Zeitereignisse ganz anders als in Bonn geltend. Am Rhein hatten sie im Wesentlichen das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft hervorgerufen. In der Reichshauptstadt, wo man den Kriegshandlungen ferner war, hatte sie persönliche Gegensätze begründet und verschärft. Ich erlebte es sehr bald, dass wenn ein Professor in die Fakultätssitzung kam, sein Fachkollege sie verliess, indem er die Tür wild zuknallte. War es auch am schlimmsten bei den Historikern, so fehlte es doch auch in meiner Wissenschaft nicht an Zündstoff; ich dachte an den alten Gegensatz zwischen Schmoller und Wagner sowie an die Kämpfe, die sich an den Namen v. Halle, Bernhard und Sering knüpften.

Diese auffälligen Streitigkeiten an der Berliner Universität machten mich nachdenklich. Wie erklären sie sich? Meinungsverschiedenheiten gibt es überall und sie sind nützlich; sie klären die Meinungen: Diese Wahrheit liegt der Organisation des Justizwesens zu Grunde; auch in der Vorlesung spielt sie eine Rolle, wenn sie auch erst in den Verantwortlichen Spitzen der Behörden in die Erscheinung tritt. Stets handelt es sich um ein Einfügen in ein festgelegtes System. Die Universität macht jedoch eine Ausnahme. Es gibt Niemanden, dem ein Universitätsprofessor in seiner fachlichen Arbeit untergeordnet ist; er trägt für sie allein die Verantwortung: diese persönliche Verantwortung ist das Gegenstück zur „akademischen Freiheit“. Qualität und Zahl der Schüler ist mitbestimmend für das Ansehen, meist auch das Einkommen des Dozenten. Auf diesem Boden gewinnen Meinungsverschiedenheiten eine veränderte Bedeutung und das kann sich noch durch Zweierlei steigern. Erstens ist das der Fall, wenn die Unterrichtsverwaltung, wie zur Zeit Althoffs, bestrebt ist, entgegengesetzten wissenschaftlichen Richtungen an jeder grossen Hochschule möglichst eine Vertretung zu schaffen; dann setzt sich sachlicher Streit leicht in persönlichen um. Ebenso tritt an der Berliner Universität dadurch leicht noch eine Steigerung ein, dass das Sicherheitsventil einer Berufung an eine andere Universität regelmässig fortfällt. So musste ich auf Gegnerschaft gefasst sein.

Im trauten eigenen Heim gingen wir einer schlimmen Zeit entgegen. Die Versorgung eines neunköpfigen Haushalts wurde im vierten Kriegsjahr immer schwieriger. Wir stellten den schönen Garten in den Dienst der Ernährung; aber der Erfolg war nicht gross. Der Fichteberg hatte nicht mehr zur Domäne Dahlem gehört; er war ein Sandhügel, und sein höchster Teil, auf dem unser Haus lag, hatte anscheinend als Schuttablage für die ersten Siedler gedient. Der Ackerbau, der von uns auch mit viel städtischem Unverstand betrieben wurde, lohnte selbst in dieser Zeit des Mangels nicht der Mühe. Wir gingen daher mehr und mehr zur Viehzucht über. Wir hatten Hühner, die auch ihre Pflichten Städtern gegenüber erfüllten; wir hatten Kaninchen, deren Junge aber zu unserer betrüblichen Überraschung die Beute habgieriger Raubvögel wurden; und wir besaßen eine zeitweise zehn Köpfe zählende Ziegenherde, die uns nicht nur ungewohnte materielle Genüsse, sondern auch vielerlei andere Freuden verschaffte. Ihre Nahrung bestand vor allem in den Haushaltsabfällen der Umgebung, die von unseren Kindern Tag für Tag gesammelt wurden, wodurch sie auf dem ganzen Fichteberg schnell bekannt wurden; sie betrieben diese Kriegsarbeit mit grosser Freude und zwar barfuss, da die Schuhe nicht mehr zu beschaffen waren; sie gewöhnten sich an diese Kriegslebensweise sogar so sehr, dass es bittere Tränen kostete, als sie für den Schulgang wieder Schuhe anziehen sollten. Die Ziegen aber wurden besonders beliebte Hausgenossen; wenn die kleinen Zicklein auf dem Parkettboden unseres Wohnzimmers die erste unbeholfenen Gehversuche machten, um dann bald zu possierlichen Sprüngen überzugehen, dann umjubelte sie die ganze Familie: und wenn die Herde morgens ihr enges und dunkles Nachtquartier im Hause, in dem sie vor den Nachstellungen hungriger Leute geschützt war, verliessen und freudig in grösster Eile ihren grünen Tagesstall aufsuchte, dann war das immer wieder ein so lustiges Schauspiel, dass sich an ihm auch mein ehrwürdiger Schwiegervater nicht satt sehen konnte.

Aber diese naturnahe Idylle in der Reichshauptstadt wurde bald durch die Zeitereignisse überschattet. Am 28. September 1918 erklärte Ludendorff, Deutschland sei am Ende seiner Widerstandskraft, sodass ein Gesuch um Waffenstillstand nötig sei. Nicht nur in der Bevölkerung, auch in den Behörden war man auf solche Wendung nicht vorbereitet. Das Gesuch schien daher vielen auf

einen Zusammenbruch Ludendorffs Nervenkraft zu deuten. Mancher wird auch daran gedacht haben, dass ein Teil der Generalität gern Seeckt an Ludendorffs Stelle gesehen hätte. Seeckt hatte auch auf mich militärischen Laien in Bukarest einen starken Eindruck gemacht und ich sollte ihn später noch genauer kennen lernen. Wie seine straffe hagere Gestalt und wortkarge Sprechweise auf eine starke Willenskraft deuteten, so offenbarte sich später in wenigen Gesprächen auch sonst eine ungewöhnliche Persönlichkeit, ein scharfer Denker mit starkem Selbstgefühl; ein fast gleichzeitiges Zusammensein mit dem äusserlichen unscheinbaren, beweglichen und redseligen Ludendorff hatte dagegen die anfängliche Vorstellung, die ich von ihm in Gestalt und Wesen hatte, erschüttert. Es kommt jedoch bei enger Zusammenarbeit nicht nur auf eine Persönlichkeit, sondern auf das Zusammenwirken von zweien an. Auch von Hindenburg habe ich einen Abend einen persönlichen Eindruck gewonnen; ich habe ihn zwar nicht gesprochen, aber genau beobachten können. Er sass in der Mitte der grossen Tafel unbeweglich und schweigsam wie ein steinerner Gast. Der Gegensatz zwischen ihm und Mackensen war noch grösser als der zwischen Ludendorff und Seeckt. Eine fruchtbare dauernde Zusammenarbeit schien mir ebenso unmöglich zu sein, wenn zwei schweigsame wie wenn zwei redselige Menschen zusammengefügt werden. Manches sprach doch wohl für die stattgehabte Gruppierung. Erst spät ist es mir aber klar geworden, dass die Ludendorffsche Art der Beendigung eines nicht mehr siegreich durchzuführenden Krieges ein Beweis von Grösse war. Wie viel dem Deutschen Volke dadurch erspart worden ist, habe ich erst nach dem enstzlichen Zusammenbruch im zweiten Weltkrieg erfahren.

Mit der Erklärung, dass der Krieg beendet werden müsse, verband Ludendorff die Forderung, dass eine parlamentarische Regierung gebildet werde. Die daraus erwachsenden Ereignisse habe ich in eindrucksvoller Weise miterlebt.

Kurze Zeit nach Streckung der Waffen – das Datum kann ich nicht feststellen – fuhr ich in gewohnter Weise mit der Vorortbahn von Steglitz in die Stadt. Auf dem Potsdamer Platz sah ich eine grosse Anzahl von Männern schweigend vom Anhalter Bahnhof die Königgräzerstrasse herkommen. Es fiel mir auf, dass sie sich so langsam bewegten, schliesslich sogar auf der Stelle traten. Dann bemerkte ich, dass die Richtung vom Brandenburger Tor ein zweiter ähnlicher Zug aber in schnellerer Gangart herankam. Ich ging durch die Vosstrasse zur Wihelmsstrasse, sah dann aber, dass die augenscheinlich vereinigten beiden Züge denselben Weg wie ich einschlugen. Darum machte ich mitten auf dem Wilhelmplatz zwischen Reichskanzlei und dem Kaieserhof nochmals Halt, um zu sehen, was vor sich ging. Dort traf ich den Staatssekretär des Reichsamts des Innern Walraff, den ich schon von Köln her kannte. Er erzählte mir, dass er soeben die Abdankung des Kaisers erhalten habe; ich berichtete ihm, was ich gerade beobachtet hatte; und wir blieben beide stehen, um uns das Weitere anzusehen. Als der stark angewachsenen Zug in die Wilhelmstrasse einbog, kamen von der Leipziger Strasse her Lastwagen unter flackernden roten Fahnen mit bewaffneten Zivilisten angefahren und entwaffneten widerstandslos und lautlos die militärischen Wachen, die vor den verschiedenen Amtsgebäuden standen. Unmittelbar darauf kam der Minister Hausmann mit einem weithin leuchtenden roten Alpenveilchen im Knopfloch zu uns. Als wir uns trennten, sagte Walraff: „Glücklich die, die vor uns dahin sind!“ Als ich dann unter den Linden zum Schloss hinging, war dort grosses Getriebe. Die Lastautos mit roter Fahne fuhren hin und her, und die Männer in ihnen, unter denen ich bekannte Gesichter sah, jubelten.

Die folgenden Tage nahmen ein anderes Aussehen an. Liebknecht, der Führer der „Separatisten“ hatte sich des Schlosses bemächtigt, sich in den Zimmern des Kaisers enquartiert, die rote Fahne auf dem Dache gehisst und zur Errichtung einer Räterepublik aufgefordert, wie sie kurz vorher in München unter Eisner ausgerufen worden war. Das veranlasste Scheidemann im Namen der „Mehrheitssozialisten“ von einer Fensterbrüstung des Reichstags aus die sozialistische Republik, mit Ebert, dem Prinz Max das Reichskanzleramt übertragen hatte, als Präsidenten auszurufen. Daraus erwuchs ein merkwürdiger Kampf zwischen den beiden Gruppen der Sozialisten.

Als ich am Tage nach der Proklamation der Republik im „Klub 1914“ gegessen hatte und mit einigen Bekannten noch zusammen sass, vernahmen wir Maschienengewehrfeuer. Unmittelbar vor der Tür des Hauses lag mitten auf dem Fahrdamm der Wilhelmstrasse ein Mann und schoss ununterbrochen in der Richtung nach den Linden, von wo das Feuer ebenso eifrig erwidert wurde. Nachdem ich das über eine Stunde angesehen und beobachtet hatte, dass die Geschosse immer mitten in der allerdings menschenleeren Strasse hin- und herflogen, beschloss ich, da ich noch Wichtiges zu tun hatte, an der Häusermauer entlang zur nahen Behrensstrasse zu laufen und mir schlossen sich noch ein Bekannter und mehrere Unbekannte an. Das Feuer wurde jetzt aber auf uns gerichtet und blieb anscheinend nicht ganz wirkungslos, denn es erfolgte hinter mir ein lauter Aufschrei. Ich kam aber in schnellem Lauf unbehelligt zur Universität, wo der Unterrichtsbetrieb im Gange war. Hier hatte ich wenige Tage darauf ein etwas ernsteres Erlebnis. Ich sass nach Abhaltung meines Seminars, als es schon dunkel war, in meinem Direktorzimmer, als plötzlich. Ohne dass ich von Vorbereitungen etwas bemerkt hatte, eine wilde Schiesserei losging, deren Spuren am nächsten Tage an den Häuserfronten zu sehen waren. Einzelne Schüsse kamen auch in mein erleuchtetes Zimmer herein; einer durchschlug ein dickes Buch auf meinem Bücherbrett. Ich selbst blieb wieder unversehrt. Das Ganze konnte auch kaum Furcht einflössen; ich hatte nur den traurigen Eindruck, einer vollen Sinnlosigkeit; von einer staatlichen Ordnung konnte nicht mehr die Rede sein.

Dass dieser Zustand eines drohenden Chaos in Berlin so bald überwunden und die Entwicklung so schnell wieder in ruhige Bahnen gelenkt wurde, war in erster Linie einem Mann zu danken, der an die Spitze der neuen deutschen Republik gestellt wurde. Das war August Bebel. So unangenehm mir Liebknecht – der eingebildete Vater wie der fanatische Sohn – gewesen ist, so habe ich von Bebel immer einen günstigen Eindruck gehabt. Ich habe ihn als packenden Redner in Volksversammlungen, als ruhig und sachlich urteilenden Politiker in Besprechungen, auch unter vier Augen, als kleinbürgerlichen, aber keineswegs würdelosen Präsidenten bei grossen Empfängen und in kleinerem Kreise kennen gelernt. Er war nie ein voreingenommener Doktrinär, sondern immer ein Gründen zugänglicher, sorgsam abwägender, wohlwollend denkender Mann. Ich bin auch heute noch – wie ich oft ausgesprochen habe – der Ansicht, dass das deutsche Volk es nicht genügend zu würdigen wusste, was es in schwieriger Zeit diesem von Eitelkeit und Strebertum freien Manne zu danken hat. Bebel hatte die Zeit seiner Ausreifung in meiner Vaterstadt Bremen erlebt, war dort in die Bürgerschaft gewählt worden, hatte dort bald auch allgemeine Achtung gefunden und eine Rolle gespielt. Seine aus Bremen stammende Frau überragte mit ihrer Germania-Gestalt ihren Mann erheblich: während alles Äusserlich- Repräsentative ihrem Mann fehlte, war es ihr von Natur gegeben. Die Unbefangenheit, mit der sich Beide in ihrer neuen Umgebung bewegten, habe ich oft angestaunt. Manches Mitglied der sozialdemo-

kratischen Partei habe ich sonst noch kennen gelernt – nur einen wüsste ich Bebel zur Seite zu stellen. Das war der Gewerkschaftsführer Legien. Es gelang mir mit Professor August Müller ihn und Hugo Stinnes zusammenzubringen, und es war interessant zu beobachten, wie beide in stundenlanger Unterredung nicht nur Interesse für einander gewannen, sondern sich auch weitgehend verständigten. Wie Stinnes unter den Unternehmern eine Ausnahmestellung einnahm, so Legien unter den deutschen Gewerkschaftsführern. Ich glaube, man kann nur wünschen, dass Männer wie Bebel und Legien dem deutschen Völk von neuem und häufiger erwachsen.

Meine Familie und ich haben in Steglitz diese Zeit der Unruhe und ihrer Überwindung in allen Phasen einrücksvoll miterlebt. Sehr bald nach Ausbruch der Unruhe bekamen wir in unserem Hause Einquartierung: etwa zehn junge forsche Soldaten, die durch unsere Kinder schnell unsere Freunde wurden. Sie sollten Berlin „entsetzen“ und zu diesem Zweck dort an einem der nächsten Tage durch die Potsdamerstrasse geschlossen einmarschieren. Sie waren wegen dieser Aufgabe in einiger Erregung, aber zugleich freudigen Mutes. Wir hatten auch volles Zutrauen zu ihnen, dass sie wieder Ordnung schaffen würden. Am bestimmten Tage zogen sie in aller Frühe los. Kein Schuss fiel. Aber in hell lodernder Empörung kamen sie zurück: sie hätten sich von allen Seiten beschimpfen lassen müssen, ohne einen Schuss feuern zu dürfen. Sie wollten den Soldatenrock nicht mehr tragen; zwei liessen sogar die Gewehre bei uns zurück. Aber erreicht war, dass in der Innenstadt Ruhe wieder einzog.

Das war in Steglitz nicht der Fall. Bei dem Geschichtsprofessor Dietrich Schäfer in unserer unmittelbaren Nähe wurde eine Handgranate durch des Fenster in sein Arbeitszimmer geworfen, wo sie mit weithin schallendem Knall kreperte. Bei seinem Nachbarn, einem Commerzienrat, fuhr ein Lastauto mit roter Fahne vor, zwei seiner bewaffneten Insassen drangen in das Haus ein bis zum Krankenbett des Besitzers, den sie mit einem Revolver bedrohten. Es hatte sich ein richtiges Banditentum gebildet. Doch fehlte es auch nicht an Widerstand. Als das Lastauto bei einem reichen Bildhauer, dessen eiserne Gartentür verschlossen war, vorfuhr, stellte sich dieser mit seinem Gewehr in die Haustür und erklärte, er werde jeden erschiessen, der den Versuch machen würde, in den Garten einzudringen. Darauf berieten sich die Banditen und beschlossen kehrt zu machen. Aber es dauerte noch einige Zeit, bis die Polizei ihrer habhaft wurde. Auch in Steglitz trat dann wieder Ruhe ein. Nach einigen Jahren wussten Viele nicht mehr, wie es einst am Kriegsende in Berlin, das allerdings besser als manche andere deutsche Stadt davon gekommen war, ausgesehen hatte. Was war aber auch diese äussere Unruhe gegenüber der quälenden Ungewissheit, welche die Zeit zwischen Waffenstillstand und „Friedensvertrag“ erfüllte. Sie war schlimmer als die Ungewissheit in einer lang sich hinziehenden Schlacht, da hier gegenüber den Befürchtungen jedes Gegengewicht der Hoffnung fehlte. Man ging in den bei verschlossenen Türen stattfindenden Friedensberatungen der Siegermächte in Versailles einseitig von politischen Wünschen aus. Man fragte sich nicht, ob auch die Möglichkeit ihrer Erfüllung gegeben sei; ebenso wenig berücksichtigte man, dass die soziale Frage im Gefolge des Krieges tiefgehende Veränderungen, zumal in Deutschland, erfahren hatte; war sie bisher aus Wandlungen im eigenen Lande hervorgewachsen, so war jetzt durch die erfolgreiche russische Revolution eine schwere Ansteckungsgefahr hinzugekommen. Der Bolschwismus strebte im eigenen Interesse über die Grenze seines Geburtslandes hinaus; je schwieriger Deutschlands Lage wurde, umso mehr war es der Ansteckungsgefahr durch seinen grossen östlichen Nachbarn ausgesetzt.

Dass Deutschland durch Auslieferung seiner Kriegsflotte, Verbot der Luftflotte, Schleifung seiner Festungen, äusserste Herabsetzung seiner Heeresstärke seiner politischen Handlungsfähigkeit weithin beraubt wurde, war zu verstehen; dass Deutschland aber durch Fortnahme wichtiger Gebiete im Osten und Westen des Heimatlandes. Sowie aller Kolonien, die ZerreiSSung des gebliebenen Gebietes durch den polnischen Korridor, die Fortnahme des wichtigsten Teiles seiner Handelsflotte, der Liquidation seiner Auslandsanlagen und anfängliche Verweigerung der Meistbegünstigung auch wirtschaftlich, wie noch nie mit einer Kriegsentschädigung belastet wurde, die auch seine ungeschwächte Leistungsfähigkeit überstieg, war schwer begreiflich. Alle Sanierungsmassnahmen, wie sie ein vierjähriger neuzeitiger Krieg erfordert, waren unmöglich gemacht worden. Ständig neue Beunruhigungen waren unvermeidlich. In Erkenntnis dieser Lage hat damals Keynes seine Tätigkeit als wirtschaftlicher Berater bei den Friedensverhandlungen auch aufgegeben.

Die Inflation war es, die zunächst in den Vordergrund trat. Sie hatte eine eigentümliche Wirkung. Viele, auch noch unter den Gebildeten, liessen sich zunächst durch die steigenden Zahlen täuschen; sie glaubten durch die Wirkung des Krieges reicher geworden zu sein. Einzelne sonnten sich sogar im Hochgefühl eines neuen Millionärsdaseins. Alle Preise aber, soweit sie nicht vertraglich festgelegt waren, machten die schliesslich sprunghafte Aufwärtsbewegung treulich mit, freilich nicht ohne Stockungen und Erregungen. Das erlebte ich auch in meiner Familie. Als meine Frau nach der Geburt unseres jüngsten Sohnes im Rittberg-Krankenhaus erfuhr, dass die täglichen Pflegekosten auf drei Milliarden Mark heraufgesetzt worden seien, erklärte sie, dann müsse sie sogleich nach Hause; denn das könnten wir nicht bezahlen. Kurz darauf aber konnte ich ihr die beruhigende Mitteilung machen, dass mein Gehalt eine ähnliche Erhöhung erfahren habe.

Der Regierung machte die Inflation natürlich vielerlei Sorge. Sie stand der Entwicklung ratlos gegenüber. Darum wurden Konferenzen berufen, unter Zuziehung ausländischer Sachverständiger. Auch ich wurde zu diesen Konferenzen eingeladen. Sie litten alle unter ungenügender Vorbereitung. Es wurden insbesondere die Teilnehmer über die tatsächliche Lage nicht genau aufgeklärt. Vielleicht scheute man sich, sie offen aufzudecken. So wurden immer Heilversuche ohne ausreichende Diagnose erörtert. Das war umso bedenklicher, weil es sich um einen Krankheitsfall handelte, wie er bisher noch nicht vorgekommen war. Bisherige Rezepte waren nicht anwendbar. Die Verhandlungen verirrtten sich daher immer von Heilversuchen zu Auseinandersetzungen über die Vorgänge und Nachteile der verschiedenen Währungssysteme. Dabei dachte man in erster Linie an das Problem der Banknoten-Deckung. Gold war in Fortfall gekommen; auch das im Inland vorhandene war im Kriege gesammelt worden; statt goldener Uhrketten trug man eiserne, und auch die Frauen hatten auf ihren Goldschmuck zum grossen Teil verzichtet; aus dem Ausland Gold beschaffen, war ausgeschlossen. Dabei machte man sich nicht genügend klar, was denn die Funktion des Goldes im Banknotenwesen gewesen war. Nicht der hohe Wert des Goldes an sich war das Entscheidende gewesen; er hätte sich ersetzen lassen. Er hatte aber als kräftige Bremse bei der Banknoten-Ausgabe gewirkt. Für diese, beim dringenden Nachkriegsbedarf besonders nötige Bremse war wirksamer Ersatz zu schaffen. Doch statt dessen gab es immer wieder Reden, oft interessante, wie im Ganzen die deutsche Währung gestaltet werden müsse; insbesondere auch die ausländischen Sachverständige unter denen der englische Professor Keynes, der englische Bankdirektor Brand und der langjährige Leiter der Juin-Bank Vissering besonders hervorragten,

liessen sich darüber aus; so entstanden immer von neuem inhaltsreiche, aber ergebnislose Erörterungen. Man übersah das nächste Ziel und konnte sich beim Aufsuchen des fernen nicht einigen.

So waren schon eine ganze Reihe Besprechungen verlaufen. Da berief Ende Oktober oder Anfang November 1923 der kürzlich ernannte Reichsfinanzminister Luther eine neue Konferenz, an der nur fünf oder sechs Herren, zu denen auch ich gehörte, teilnahmen. Es zeigte sich alsbald, dass der Einberufer der Konferenz sich bisher mit den Geldproblemen nicht eingehender zu beschäftigen Gelegenheit gehabt hatte. Das war der erste Glücksfall dieser Besprechung: vorgefasste Ideen brauchten nicht überwunden werden. Ein zweiter bestand darin, dass Luther alsbald zu Beginn der Konferenz zu einem langen Gespräch an den Fernsprecher gerufen wurde. Wir Teilnehmer bekamen dadurch die sonst nie gegebene Möglichkeit, uns mit einander ein wenig vor der Entschliessung zu besprechen; es ergab sich, dass wir alle derselben Ansicht waren; es müssten die immer neuen Ansprüche, die das Reichsschatzamt an die Reichsbank stellte und denen im Kriege unter allen Umständen entsprochen werden musste, jetzt, wo der Zwang des Krieges aufgehört hatte, eingestellt werden. Damit wurde die bisher fortschreitende Preissteigerung zum Stillstand gebracht, und dann liess sich der Nennwert des Papiergeldes wieder auf ein verständiges Mass herabsetzen. Der Reichsfinanzminister stutzte einen Augenblick, rekapitulierte dann mit wenigen Worten, was gesagt worden war, und erklärte in entschiedenem Ton: „Das wird gemacht werden, meine Herren. Ich danke Ihnen“.

Das war, zumal wenn von der Pause des Ferngesprächs abgesehen wird, die kürzeste Währungs-Konferenz, die ich mitgemacht habe. Als der Reichsbankpräsident mit mir fortfuhr, waren wir einig in der Ansicht, dass es auch die erste erfolgreiche Konferenz war; denn ein festes Ziel war ins Auge gefasst worden und ein ernster Wille war vorhanden, es zu erreichen. Am 23. November war die deutsche Währung stabilisiert, eine Milliarde der bisherigen Mark einer neuen Reichsmark gleichgesetzt. Und die Inflation überwunden. In der kurzen, entscheidenden Konferenz und auf der Rückfahrt von ihr war ich zum letzten Mal mit Exzellenz Havenstein, dem „Geldmarschall“ des Krieges zusammen. Er starb kurz nachdem dieses Ziel erreicht war.

Die zweite Frage, die immer wieder zu Konferenzen und zwar in noch grösseren Stile Anlass gab, war die Frage der Zahlung der Deutschland auferlegten Kriegsentschädigung. Sie konnte nur in Gold oder Waren aller Art geleistet werden. Gold stand uns nicht mehr zur Verfügung, und die Lieferung von Waren wurde in wachsender Masse, insbesondere von den Vereinigten Staaten, durch Schutzzölle verhindert, um die dortige Arbeitslosigkeit, die der Krieg mit sich gebracht hatte, nicht noch zu vergrössern. Diese an sich einfache Lage wurde auf beiden Seiten in weiten Schichten nicht richtig erkannt. Es war also in erster Linie eine Aufklärungsarbeit zu leisten, und sie hatte nur Überzeugungskraft, wenn Deutschland seinen Zahlungswillen auch durch Taten bewies. Das war nennenswert nur möglich, wenn Deutschland sich durch Aufnahme von Darlehen im Ausland Devisen beschaffte. Auf diese Weise sind auch bekanntlich erhebliche Zahlungen geleistet worden.

Die weitere Entwicklung suchte ich im Ganzen sorgsam zu verfolgen. Der Zufall war mir dabei günstig. Ich war nach Paris geschickt worden, um an einer Besprechung über Tagesfragen in einem kleinen Kreise, der von holländischer Seite angeregt zu sein schien, als einziger Deutscher teilzunehmen, ohne dass mir irgend welche Richtlinien gegeben wurden. Ausser zwei Holländern, die wenig

hervortraten, nahmen an der Besprechung teil: Professor Charles Rist, als Vorsitzender und Romier, der Hauptschriftleiter der „Journée Industrielle“, sowie Walter Layton, der damals noch Herausgeber des „Economist“ war. Die verschiedensten Fragen wurden aufgeworfen. Zu ihnen sprach ich mich und später auch Layton und Romier mit aller Offenheit aus; Rist hielt sich dagegen zurück, verschwand auch mehrfach, um sich, wie Layton sagte, bei Poincaré Rat zu holen. Zum Lunch gingen Layton und ich zusammen, und es war auffallend, wie gut wir uns verstanden. Wir waren uns auch einig, dass der sehr zurückhaltende Rist, im Gegensatz zu seinem Landsmann Romier, der Besprechung ablehnend gegenüberstand. Sie war anscheinend ein Versuch etwas mildernd auf die französische Stellungnahme einzuwirken. Poincaré war nämlich in der Deputiertenkammer in eine schwierige Lage geraten. Ich war am nächsten Tage in der Sitzung anwesend, als ihm der Führer seiner eigenen Partei, der Zweite der Bank von Frankreich war oder sehr bald wurde, in einer grossen Rede scharf entgegentrat, immer unterbrochen von der eigentümlich hohen Stimme des erregten Ministerpräsidenten. Das Ganze ging unter solcher Aufregung vor sich, dass der Präsident der Kammer sich genötigt sah, die Sitzung vorzeitig zu schliessen. Es wurde in weiten Kreisen mit einem Sturz Poincarés gerechnet; er trat aber nicht ein, und die eigenartige Besprechung blieb ohne Fortsetzung.

Es war das erste Mal seit dem Kriege, dass ich in Paris war. Die Liebenswürdigkeit der Bevölkerung Fremden gegenüber war trotz allem, die gleiche geblieben. Ich erlebte das sogar auf eigentümliche Art. Da mein Zug Verspätung hatte, war ich in dem Hotel, in dem ich ein Zimmer bestellt hatte, nicht mehr untergekommen und wurde in ein kleines Gasthaus verwiesen, in dem alles von Familien-Angehörigen jeglichen Verwandtschaftsgrades und Alters besorgt wurde. Als ich inmitten der Familie die Rechnung bekam, die in Anbetracht der Inflation sehr bescheiden war, fragte ich aus Neugier, ob es erwünscht wäre, dass ich ihr Haus in der deutschen Botschaft, mit der ich in Verbindung gestanden hatte, empfehle. Das wurde aufs freudigste bejaht und mir gleichzeitig die Rechnung wieder aus der Hand genommen. Als ich sie zurück erhielt, war ihr Betrag nicht unbedeutend gekürzt. Ich protestierte, doch völlig vergeblich. Es gab einen Abschied von einer in Deutschland unbekannteren Herzlichkeit. Der ganze Aufenthalt in Paris erfüllte mich mit Wehmut. Ich hatte, wie früher, das Gefühl, dass sich die beiden benachbarten Völker aufs schönste ergänzten. Warum konnten sie sich nicht friedlich ihrer so wertvollen und verschiedenartigen Arbeit widmen? War das wirklich unabänderlich?

Das Bedeutsamste dieser Reise aber kam noch. Als ich nämlich im Schlafwagenzug beim Frühstück sass, traf ich Professor Kemmerer von der Cornell-Universität, den ich in den Vereinigten Staaten vor Jahren kennen gelernt hatte. Es stellte sich heraus, dass er Mitglied der neuen „Dawes-Kommission“ war und dass diese sich auch im Zuge befand. Der Leiter der Kommission, General Dawes, liess sich nicht blicken; es hiess, dass er von der Pariser Abschiedsfeier einen schlimmen Kater habe. Aber bald sass ich in einem Sonderabteil mit einer Anzahl von Kommissionsmitgliedern, und es entwickelte sich eine stundenlange lebhaftere Unterhaltung. In ihr fielen mir vor allem zwei Herren auf; der mir auch dem Namen nach bisher unbekanntere Engländer Josia Stamp, der in den nächsten Jahren eine so ungewöhnliche Rolle in England spielen sollte, und der bekannte amerikanische Industrieführer Darren Young. Das hatte zur Folge, dass ich später auch mit dem amerikanischen Reparationsagenten und seinen Hauptmitarbeitern bekannt wurde, insbesondere mit Shephard Morgan, dem Verfasser der

Jahresberichte des Reparationsagenten, die lange das reichste und im wesentlichen auch zuverlässigste Informationsmaterial über das deutsche Wirtschaftsleben enthielten.

Im selben Masse, wie Reparationen gezahlt wurden, wuchs die Bedeutung der Auslandsschulden. Immer mehr deutsche Unternehmungen versorgten sich vom Ausland mit dem nötigen Kapital, um sich wieder in Stand zu setzen. Daraus erwuchs mehr und mehr eine gefährliche Abhängigkeit. Sie konnte leicht zu einer bedenklichen Wirtschaftskrise führen, zumal da ein grosser Teil der aufgenommenen Anleihen kurzfristig war. In einem Referat, das ich in Düsseldorf zu erstatten hatte, wies ich auf die hier heraufziehende Gefahr hin; aber es war vergeblich. Man glaubte, dass eine enge finanzielle Verflechtung mit den Vereinigten Staaten politisch heilsam sei, und die privatwirtschaftlichen Interessen verboten ein Zurück, drängten vielmehr immer weiter. Der wirkungsvolle Zusammenbruch zuerst in Oesterreich und 1931 in Deutschland war die Folge. Ich habe in der traurigen Zeit dieser Entwicklungen eine Reihe von Vorträgen gehalten. Sie sollten später einmal gesammelt herausgegeben werden. Die Ereignisse waren zu schnell; nur mit dem Zusammenbruch von 1931 verloren sie ihre Bedeutung.

Hatte der Krieg unmittelbar und durch seine Nachwirkungen manches Lebenswerk zerstört, so in weitgehendem Masse auch das meinige. Trotz mancher neuen Beziehungen, die sich auf Grund der Nachkriegsereignisse mit den Vereinigten Staaten knüpften, waren meine amerikanischen Studien zum grossen Teil veraltet. Mit dem Kriege hatte sich vieles von Grund aus verändert; die teuren Jugenderinnerungen waren verdüstert, und mühsam erworbene Anschauungen wertlos geworden.

Schlimm sah es insbesondere auch mit meinen ostasiatischen Studien aus. Schon die Revolution von Sunyatsen im Jahre 1911 hatte ihnen, wie ich bereits darlegte, einen Stoss egeben; das bezog sich auf die Chinesen selbst; wie bei ihnen Altes und Neues sich mischten, war von Europa aus nicht zu beurteilen. Durch den vierjährigen ersten Weltkrieg, der auch China ebenfalls in die Schar unserer Feinde einreichte, war die Lage der Fremden in China und ganz besonders natürlich der Deutschen von Grund aus verändert worden. Auch die Tragweite dieser Veränderungen liess sich nicht übersehen.

Die Welt war in den Kriegsjahren überall aus verhältnismässiger Ruhe in unheimliche Bewegung geraten; das Früher Erarbeitete war veraltet, neues Material kaum zu beschaffen; und vor allem: ich traute mir nicht mehr ein Urteil zu, und ganz andere, neue Probleme nahmen Kopf und Herz gefangen. Ich kam zum betrübnlichen Ergebnis, dass ich die ostasiatischen wie amerikanischen Studien aufgeben müsse. Ich habe die Vorlesungen über ostasiatische und über nordamerikanische Wirtschaftsprobleme nicht wieder gehalten und natürlich auch die Arbeiten über die Wirtschaftsprobleme des Britischen Reiches nicht fortgesetzt. Nur im Seminar fanden sie noch Verwertung, und von dort sollten sie schliesslich auch noch eine gewisse Auferstehung erleben.

Bisweilen hatte ich das Gefühl, - insbesondere wenn ich mich mit Kollegen der Rechts- und der Geschichtswissenschaft verglich, dass sich doch noch meine Berufswahl räche. Denn die bei ihr so stark mitwirkende Tatsache, dass Wirtschaftswissenschaft sich das Material, an dem sie arbeitet und denkt, überwiegend selbst aus dem Leben zu beschaffen hat, machte sich jetzt als Nachteil geltend. Die Rechtswissenschaft war nach wie vor mit Gesetzen, Verordnungen und Entscheidungen, die Geschichtswissenschaft mit Archiv-Materialien versorgt und die Philologie wurde vom Kriege so gut wie gar nicht

berührt. In der Wirtschaftswissenschaft war dagegen fast alles erschüttert und entwertet worden; Ersatz dafür zu schaffen, war für den Einzelnen unmöglich. Die Ernte meiner Lebensarbeit war zum grossen Teil dahin.

Zum Glück fehlte es aber auch jetzt nicht an Aufgaben. Unsere Soldaten kehrten aus dem Kriege zurück; sie füllten die Hörsäle wie noch nie, besonders die der Volkswirtschaftslehre. Das waren andere Studenten als vor dem Krieg. Sie waren ernst und gereift, mussten aber ihre Lebensziele erst wieder aufrichten. Da sagte ich mir, wichtiger als alles andere sei es, in diesen Männern ein Wissen und Können heranzubilden, das ihrem Leben einen neuen Inhalt gebe und sie in den Stand setze, sich selbständig zu eigenem Nutzen und zu dem des Vaterlandes fortzuentwickeln.

So wurde die sorgfältig auf die Nachkriegsbedürfnisse zugeschnittenen Lehrtätigkeit zum Mittelpunkt meines Strebens. War die Zuhörerschaft in der Bildung auch nicht so einheitlich wie vor dem Kriege, so wurde das mindestens aufgewogen durch die Einheilichkeit der Erlebnisse. Sie steigerte sogar die „Wechselwirkung vieler, die gleichzeitig denselben Eindruck haben“, von der Savigny gesagt hat, sie sei das, „was den Universitäten ihren hohen durch nichts zu ersetzenden Wert verleiht“. Der Geist der Kameradschaft übertrug sich von Felde in den Hörsaal und von den ehemaligen Soldaten auf den Lehrer. Ich konnte bei der Zuhörerschaft auch mehr als vor dem Kriege voraussetzen, musste andererseits freilich manches ausführlicher behandeln, durfte dann aber das Tempo der Schlussfolgerungen beschleunigen. Die Vorlesungen erfuhren dadurch Erweiterungen. Darum entschloss ich mich, den vorgeschriebenen Vorlesungen eine umfassende Einführungsvorlesung vorausgehen zu lassen. In ihr sollte über die Aufgaben und Grenzen der Wissenschaft vom Wirtschaftsleben ein Überblick gegeben werden. Wenn man in keiner Wissenschaft sich mit der blossen Vermittlung ihrer Ergebnisse begnügen darf, so ganz besonders in der Volkswirtschaftslehre, in die der Streit der Interessen so tief hineinreicht. Soll das Ziel lebendige Anschauung und selbständiges Denken sein, so müssen die allgemeinen Zusammenhänge der Wirtschaft mit anderen Lebensgebieten und der Volkswirtschaftslehre mit ihren Nachbarwissenschaften Berücksichtigung finden. Dass mit einer solchen Vorlesung einem Bedürfnis entsprochen wurde, zeigte der Zustrom, den selbst das Auditorium Maximum mit seiner Empore kaum zu fassen vermochte.

Der lange Krieg und der Unsturz, der ihm gefolgt war, hatten natürlich andere Probleme in den Vordergrund gerückt als die friedliche Vorkriegszeit. Die Fragen der Organisation der Unternehmung, insbesondere des Verhältnisses von Unternehmer und Arbeiter hatte plötzlich eine praktische Bedeutung gewonnen wie nie zuvor. Auch die Wissenschaft musste helfen, die schwer erschütterte Stellung der deutschen Industrie in den Stürmen der Zeit wieder zu festigen. Mir wurde von beiden Seiten Vertrauen entgegengebracht. Mein Bestreben, die Gegensätze etwas zu mildern, war auch im Kleinen vielleicht nicht ganz erfolglos. Zur Milderung trug aber vor allem bei, dass Fragen, die alle im Voke mehr oder minder gleichmässig betrafen, sich in den Vordergrund des Interesses drängten. Das war zunächst das kranke Geldwesen. Es erforderte eine ganz andere und eindringlichere Erörterung als das gesunde, dessen sich Deutschland vor dem Kriege erfreuen konnte. Sehr bald zogen auch im Inland wie Ausland die Probleme der Güterversorgung und Preisgestaltung, insbesondere der Inflation und der versagenden regulierenden Kraft des Wettbewerbs die Aufmerksamkeit auf sich. Damit gewann

einerseits die Vorlesung über die Probleme des Geld- und Bankwesens gesteigerte Bedeutung und wurde andererseits eine Vorlesung über Marktwesen nötig.

Es wurde zwar immer noch vom freien Wettbewerb gesprochen; sah man aber etwas genauer zu, so hatten sich die tatsächlichen Verhältnisse von Grund aus verändert. Erstens war die Beweglichkeit der Produktion immer mehr verloren gegangen. Ein handwerklicher Kleinbetrieb, der zur Zeit von Adam Smith noch allein in Betracht kam, schränkte von selbst sich ein oder dehnte sich in bestimmten Grenzen von selbst aus, wenn die Nachfrage ab- oder zunahm. Das, was man die „beweglichen“ Kosten der Produktion nennt, dominierte noch. Erst nach Adam Smith traten Kraft- und Werkzeugmaschinen ihren Siegeslauf an. Für sie waren Zinsen- und Tigungsquoten, ob gearbeitet wurde oder nicht, aufzubringen. Das heisst: die neuaufgekommenen „fixen“ Kosten überflügeln die beweglichen mehr und mehr und mindern damit die bisherige natürliche Anpassungsfähigkeit an die Nachfrage; mit zunehmender Maschinenverwendung, die den Arbeiter von körperlicher Arbeit entlastet, nimmt das Risiko der Produktion, das in erster Linie der Unternehmer zu tragen hat, zu. Damit entsteht das Streben, dieser Zunahmen entgegen zu steuern, was zu den neuen Organisationen führt, die Kartelle und Trusts genannt werden. Sie versuchen das sich nicht mehr von selbst einstellende Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage durch Planung und Lenkung wieder herzustellen. So trat eine zweite Wandlung gegenüber der Zeit von Adam Smith ein. Das einst wohlthätige Spiel der Konkurrenten versagte infolge ihrer Differenzierung.

Das ist früh erkannt worden. Es hat auch an Abhilfeversuchen nicht ganz gefehlt. Am frühesten kamen sie im Lande der Trusts auf, wo bereits 1893 ein Antitrust-Gesetz erlassen wurde. Auch in Deutschland ist insbesondere im Verein für Sozialpolitik von seinem Vorsitzenden Schmoller im Bunde mit einem führenden Industriellen der Vorschlag gemacht worden, es solle in den Vorstand der Kartelle ein Staatsbeamter delegiert werden, welcher das Gesamtinteresse zu vertreten habe. Ich erlaubte mir, dem Antrag entgegenzutreten, nicht weil ich das Bedürfnis leugnete, sondern weil dem delegierten Staatsbeamten eine Aufgabe übertragen werden sollte, welche er zu lösen nicht imstande sein würde, er müsse neben den Unternehmern eine hilflose Figur machen. Der Vorschlag wurde auch nicht ausgeführt. Der erste Weltkrieg hat erst die Voraussetzung für eine wirksame Abhilfe durch den Staat geschaffen; es wurde ein staatliches Lenkungsamt geschaffen; in Zeiten der Not sind Planung und Lenkung am einfachsten. Solche Marktfragen waren auch sonst brennend geworden. Als ich 1930 aufgefordert wurde, die Rede zur Verfassungsfeier in der Universität zu halten, wollte ich die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie ein neuartiges Experimentieren in den Marktproblemen in der ganzen Welt eingesetzt habe. Das schien mir der akademischen Gepflogenheit am besten zu entsprechen, ein Thema aus dem besonderen Arbeitsgebiet des Redners, der Weltwirtschaft, zu behandeln.

In der kurzen Zeit der Vorbereitung wurde es mir allerdings zweifelhaft, ob eine internationale Behandlung der Marktprobleme, der ich eine ganze Semestervorlesung widmete, für eine Einzelrede nicht zu umfassend sei und auch zu viel voraussetze. Trotzdem war die Wirkung meiner Rede für mich überraschend. Die der ganzen Zuhörerschaft sichtbaren Studenten in der vordersten Reihe der Tribüne – es waren Studenten der landwirtschaftlichen Hochschule – erhoben sich auf ein Zeichen und verliessen die Aula. Noch auffallender war, dass die Presse der Rechtsparteien über mich herfiel, sich sogar Karrikaturzeichner mit meiner Person beschäftigten. Auf meine regelmässige studentische Zuhörer-

schaft blieb der merkwürdige Rummel ohne Einfluss. Wenige Tage nach der Rede sagte mir ein Fachkollege, welcher der landwirtschaftlichen Hochschule nahe stand, ganz unvermittelt, er habe sich mit dem landwirtschaftlichen Führer der Nationalsozialisten Darré Arm in Arm photographieren lassen. Ich stutzte: warum diese zusammenhanglose Mitteilung?

Neben dieser geäuschvollen Betätigung ging Arbeit einher, die still im kleinen Kreise stattfand und mir im ganzen mehr behagte. Sie begenete sich wieder einmal mit der Arbeit meines Bruders. Es handelte sich nämlich um die Probleme und Aufgaben, die mit dem Worte Landesplanung bezeichnet werden. Sie waren ganz besonders bei den hanseatischen Stadtstaaten hervorgetreten, in erster Linie beim grössten, Hamburg. Hier hatte mein Bruder die Arbeiten schon so weit gefördert, dass für mich, als ich in den Ausschuss für Hamburg gewählt wurde, nichts zu tun übrig blieb, als von dem grosszügig Geplanten zu lernen. Auch im entsprechenden Ausschuss für Bremen gab es für mich nichts zu tun, da war Zusammenlegung der des zu Bremen gehörenden Bremerhaven, sowie des zu Preussen gehörenden Geestmünde und Lehe und zu Oldenburg gehörenden Nordenham, so gross erwiesen entgegenstehende politische Gegensätze, dass sie einstweilen nicht überwunden werden konnten. Anders in Lübeck. Hier gab es noch keine Vorarbeiten auch ging die ererbte Ansammlung von Enklaven und Exklaven so ins Groteske, dass die politischen Widerstände kaum unüberwindbar zu sein schienen. Für mich, als ich auch hier herangezogen wurde, war die Aufgabe schon darum besonders reizvoll, weil sie eine Zusammenarbeit mit meinem ehemaligen Schüler Dr. Keibel, dem Syndikus der Lübecker Handelskammer und Präsidenten der Bürgerschaft des Lübecker Staates, mit sich brachte. Es war eine der erfreulichsten Arbeiten, die ich je zu machen gehabt habe; durch sie lernte ich nicht nur Lübeck, Stadt und Land, genau kennen, sondern hatte auch interessante Besprechungen mit den Vertretern der deutschen Nachbarstaaten, mit denen Lübeck im wunderlichsten Streubesitz lebte. Mein Gutachten, das später auch veröffentlicht wurde, stiess natürlich auf einigen Widerstand, doch war die Lage nicht aussichtslos. Die Tat reifte aber erst nach Jahren.

Da ich auch bei der Begründung der Nordischen Gesellschaft in Lübeck den einleitenden Vortrag zu halten hatte, wurde ich mit Lübeck in mancher Hinsicht umfassender und gründlicher bekannt, als mit Bremen und mit Hamburg. Denn wie man äusserlich die Stadt leichter übersehen konnte, so lernte man auch die Bewohnerschaft rascher kennen. Auf einem Fest im Lübecker Ratskeller kam ich mit fast Allen zusammen, die in der Stadt etwas zu bedeuten hatten; im Hause eines der Industriellen Lübecks, wo ich wohnte, und bei einem Besuch und Frühstück in der Norddeutschen Hütte erfuhr ich Vieles, was die Stadt bewegte; und auf einem gemütlichen Essen beim trefflichen Bürgermeister Neumann, an dem Fürst Otto v. Bismarck und sein Schwager Graf Keyserling teilnahmen, gewann ich für Vergangenheit und Zukunft unvergessliche Eindrücke. Ich fühlte mich einmal wieder als stolzer Hanseat.

In meiner Berliner Lehrtätigkeit lag noch mehr als in Bonn das Schwergewicht im Seminar. Viele dringende Fragen liessen sich in der Vorlesung nicht oder noch nicht behandeln. Das galt zum Beispiel von den Fragen der Staatsfinanzen, in die ich im Finanzministerium manche Einblicke gewonnen hatte. Das Seminar wurde aber zum Teil auch Ersatz für die internationalen Vorlesungen. In ihm liessen sich die früher gewonnenen Anschauungen und gesammelte Erfahrungen noch nützlich verwerten. Vor Allem aber war hier die Stätte, wo volkswirtschaftliches Denken gelehrt werden musste. Das geschah mit Hilfe der „Sokratischen Methode“, die schon in Bonn entwickelt worden war und die im Anschluss an den

Vortrag eines Seminar-Mitglieds durch Frage und Antwort die Einordnung des behandelten Themas in den allgemeinen Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Lehren und sodann vor allem seine Besonderheiten und ihre Tragweite herauszuarbeiten suchte. Diese Arbeit wurde namentlich durch die hohe Qualität der Seminar-Teilnehmer zum wichtigen Teil meiner Lehrtätigkeit. Auch in Bonn war ich in dieser Hinsicht verwöhnt worden; aber eine solche Schar strebsamer Männer und Frauen wie jetzt nach dem Kriege in Berlin, hatte ich noch nicht um mich versammelt. Das schuf natürlich auch entsprechende Verpflichtungen.

Das Anstrengendste, vielleicht auch Wichtigste war die Sprechstunde. Sie hatte schon früher den Zweck, nicht nur festzustellen, ob ein Student für das Seminar reif war, sondern auch ein förderliches Thema zur Bearbeitung ausfindig zu machen; diese Wahl habe ich immer für eine ernste Verantwortung gehalten; jetzt ging die Aufgabe weiter. Die Besprechung erweiterte sich häufig zu einer Beratung der Berufswahl, die manchmal auch gegen das Studium der Volkswirtschaftslehre ausfiel. Der Kreis der Sprechstunden-Besucher ging weit über den der Seminar-Besucher hinaus. Darum dehnte sich die Sprechstunde oft zweimal in der Woche bis zu fünf Stunden aus.

Auch das Seminar selbst erforderte viel Zeit. Für jede Sitzung war eine eingehende Vorbereitung nötig. Es machte aber auch Freude, wertvolle Keime zur Entwicklung zu bringen! Beim Fest, das meine Schülerschaft zur Feier meines 70. Geburtstages im Kaiserhof gab, glaubte ein Schüler, mein jüngster Doktorant, das „Geheimnis der Schumacherschen Art zu lehren“ entschleiern zu können mit den Worten: „Es ist die Art des Nordens, die von jeher ihre Meinung vor Gleichen nicht anders vertreten hat als mit den Worten: „Ich gebe Euch zu bedenken“. Sie ist die vornehmste aller möglichen Formen des Lehrens. Und wer von uns wüsste nicht davon zu sagen, wie viel stärker er durch diese so überaus ruhige Art zur Vertiefung seines Forschens angeregt worden ist als durch irgendwelchen lauten Überzeugungsversuch? Wir meinen, dass sich in dieser Form des Lehrens ... der Unterschied zwischen Universität und Fachschule am deutlichsten zeigt. Es ist ja gerade die Eigenart der Universität, dass sie nicht im Vermitteln blossen Wissens, sondern in der Heranbildung zu selbständigem Denken und Forschen ihre Aufgabe sieht. Wir Schumacher-Schüler, denen das Glück zuteil geworden ist, eine wirklich diesen Namen verdienende Universitätszeit durchlaufen zu haben, können nur wünschen, dass den deutschen Hochschulen in aller Zukunft Lehrer dieses Schlages geschenkt werden mögen“.

Mit diesen Worten war schön ausgesprochen, was ich in meiner Lehrtätigkeit erstrebt hatte. Mir lag nichts daran, Apostel einer bestimmten Lehre auszusenden oder mir Hilfskräfte für die eigene Arbeit zu schaffen. Mir kam es vielmehr darauf an., Männer herauszubilden, welche die immer neu sich gestaltenden Probleme des Wirtschaftslebens auf ihre wesentlichen Grundzüge zurückzuführen und dadurch ihrem Tun verstärkten Rückhalt geben konnten. Die Leistungskraft der heranwachsenden Generation zu steigern, erschien mir als höchste Art des Wirkens.

Das war aber durch den Weltkrieg sehr erschwert worden. Es waren nicht nur die bisherigen Kenntnisse des ausländischen Wirtschaftslebens sehr entwertet worden, es waren auch Bücher und sonstige Drucksachen gewichtiger Art im Kriege und lange danach nicht nach Deutschland gekommen. Die alten Verbindungen waren grösstenteils zerstört und die nötigen Devisen fehlten. Da war ich froh und dankbar, dass es mir als Direktor des Staatswissenschaftlichen Seminars gelang, von der

„Rockefeller Foundation“ eine grössere Summe zu erhalten, um die Lücken in der Seminar-Bibliothek auszufüllen, wie es mir auch im Interesse des Auslandes zu liegen schien. Ich liess es mir nicht nehmen, die anzuschaffenden Bücher selbst, Stück für Stück, auszuwählen. So gelang es, eine volkswirtschaftliche Auslandsliteratur zusammenzubringen, wie sie sich damals in Deutschland kaum vorfand. Damit war eine wichtige Voraussetzung für Arbeiten in jener Richtung geschaffen, die mir besonders am Herzen lag, in der Richtung eines gesunden Internationalismus. Auch sonst gelang es, die anfänglichen Hemmnisse erfolgreichen Arbeitens zu überwinden. Allerdings wurde ein Hindernis neu geschaffen. Es wurde nach dem Kreige die alte Bestimmung, dass Dissertationen gedruckt werden mussten, aufgehoben, und die Sammlungen, in denen sie vor Allem in der Volkswirtschaftslehre veröffentlicht zu werden pflegten, gingen ein. Wer wusste, welchen Ansporn der Druck der ersten Frucht wissenschaftlichen Strebens bildet, musste das tief bedauern, zumal da die Schwierigkeiten, die Druckkosten aufzubringen, nicht unüberwindlich war.

Da ich selbst erfahren hatte, von welchem Einfluss eine selbsterworbene Kenntnis von Problemen einer ausländischen Volkswirtschaft ist, ging mein Streben dahin, auch jungen Nationalökonomien solche Fortbildung zu ermöglichen. In Bonn hatte sich dazu nur selten eine Gelegenheit geboten, war es aber auch nicht nötig, da die Anwesenheit oft hervorragender ausländischer Studenten einen gewissen lebendigen Erersatz bot und das rheinisch-westfälische Industriegebiet viele Fortbildungsmöglichkeiten besonderer Art gewährte. Im Berlin der Nachkriegszeit war das anders. Da traf es sich günstig, dass ich als Vertreter meines Faches in den Berliner Ausschuss der „Rockefeller Foundation“ gewählt wurde. Er hatte vor Allem Stipendien an junge Volkswirtschaftler männlichen und weiblichen Geschlechts zu wissenschaftlichen Arbeiten im Ausland zu vergeben. Aus ganz Deutschland gingen Bewerbungsschreiben ein. Die oft nicht leichte Auswahl wurde mit grosser Sorgfalt vorgenommen. Natürlich hat es auch an Missgriffen nicht gefehlt. Im Ganzen aber haben sich die deutschen Stipendiaten gut bewährt; es wurden sogar Versuche gemacht, den einen oder andern als Dozenten für eine amerikanische Universität zu gewinnen. Mir war diese Tätigkeit auch darum lieb, weil sie eine Art Fortsetzung des Professorenaustausches darstellte.

Das Seminar war es, wo meine weltwirtschaftlichen Studien zur Reife zusammenfassender Veröffentlichungen heranwachsen. Sie verfolgten das alte Ziel, Deutschlands Stellung in der internationalen Welt der Wirtschaft klarzulegen. Anfangs hatte ich das durch Darstellung der Organisation des Welthandels im Anschluss an meine Studien über den Getreidehandel versucht; doch hatte ich bald erkannt, dass auf diese Weise die grundlegenden internationalen Besonderheiten nur unzureichend zum Ausdruck gebracht werden konnten. Ich hatte dann, wie gesagt, im Anschluss an meine ostasiatische und zweite amerikanische Studien-Reise, zweistündige Semester-Vorlesungen über ostasiatische und nordamerikanische Wirtschaftsprobleme gehalten und wollte eine entsprechende Vorlesung über das Britische Reich hinzufügen, als der Weltkrieg diesen Bestrebungen ein Ende bereitete. Darum kehrte ich, nicht ohne Resignation, zum ersten Versuch, den internationalen Organisationsfragen, zurück. Ich hielt Vorlesungen über internationales Marktwesen; aber meine alten Bedenken lebten in verstärktem Masse wieder auf und mit der „Weltkrise“ kam der Zusammenbruch der internationalen Marktorganisation. Jetzt drängte sich die Frage in den Vordergrund: wie erklärte sich dieser Zusammenbruch und wie kann er überwunden werden. Aus diesen Fragen erwuchs die dritte Phase meiner internationalen Studien: sie

setzte sich die Erforschung und Darstellung der Wandlungen in der Weltwirtschaft zum Ziel. Hier war mir von vornherein klar, dass ein Einzelner die Arbeit nicht leisten konnte. Mein Plan baute sich deshalb auf meine Schüler auf. Aus bewährten früheren Schülern und geeigneten Doktoranden bildete sich eine Arbeitsgemeinschaft, die über die Zeit meiner Emeritierung und zu Beginn des zweiten Weltkrieges hinweg noch bestand, bis die Einberufungen es unmöglich machten.

Für jeden wichtigen Welthandelsartikel sollte ermittelt werden, welche Veränderungen auf der Seite des Bedarfs und auf jener der Erzeugung eingetreten sind; wie sie sich erklären; ob sie dauernder oder vorübergehender Art sind; inwiefern sie die normale Preisregulierung beeinflussen und im Falle ihres Versagens ein künstlicher Ersatz versucht worden ist, und ob das mit Erfolg oder Misserfolg geschehen ist. Jede Arbeit wurde – ausser in Einzelunterredungen – in gemeinsamen Sitzungen besprochen, ihre Materialbeschaffung erörtert und ihre Besonderheit herausgearbeitet. Es war eine ideale Arbeitsgemeinschaft, ein schöner Abschluss zugleich meiner Lehrtätigkeit und des eifrigsten wissenschaftlichen Strebens meines Lebens. Vierzehn Bände waren beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges erschienen und mehr als die gleiche Zahl in Bearbeitung. Auch dieses Unternehmen wurde durch die Zeitereignisse zum Stillstand gebracht.

Zu den Aufgaben, die mir in Berlin aus meiner bisherigen Tätigkeit erwachsen, gesellte sich auf eigene Art eine neue, die aus dem ersten Weltkrieg hervorging. Einem früheren deutschen Verleger hatte ich einmal meine Besorgnis geäußert, dass der Wettbewerb der Verleger die Herstellung eines monumentalen Kriegswerkes erschweren, vielleicht sogar verhindern werde; das Geschäftsinteresse erstrebe eine möglichst baldige Veröffentlichung, im Gesamtinteresse sei eine möglichst gute erwünscht; da der Krieg dieses Mal in weit höherem Masse, als der 1870/71 ein Volkskrieg gewesen sei, könne und dürfe man allerdings auch nicht so lange warten wie beim letzten Generalstabswerk; darum sei eine Organisation nötig und zwar sowohl der Verleger unter sich als auch der Zusammenarbeit mit den Militärbehörden. Nach einiger Zeit erhielt ich die Anfrage, ob ich bereit sei, meine Bedenken und Vorschläge einer Versammlung der in Betracht kommenden Verleger vorzutragen. Obwohl ich Derartiges nicht gedacht hatte, war ich natürlich einverstanden. An meinen Vortrag schloss sich eine eindringliche Erörterung, die allgemeine Übereinstimmung ergab. Ich wurde gebeten, die Sache in die Hand zu nehmen. Von militärischer Seite wurde dem Plan Interesse entgegengebracht, aber während des Krieges könne die Arbeit noch nicht begonnen, höchstens vorbereitet werden. Allmählich fing auch die Inflation an, ihre störenden Wirkungen geltend zu machen. Bei den Verlegern lebten die zentrifugalen Interessen wieder auf. Der Plan scheiterte. Aber er war nicht vergeblich gewesen. Die Regierung in Verbindung mit dem Grossen Generalstab griff ihn auf. Es wurde für das Kriegsgeschichtswerk ein Ausschuss unter Vorsitz von Excellenz Lewald eingesetzt. Ihm gehörten der stellvertretende Chef des Grossen Generalstabs General v. Freytag-Loringhofen, General v. Kuhl, General v. Haefen, General Groener, Admiral Manthey, mehrere Geschichtswissenschaftler und ich an. Ich war über diese Wendung, obwohl sie anfangs viel Unerfreuliches für mich mit sich gebracht hatte, schliesslich sehr froh. Auf privatem Wege liess sich das grosse Ziel befriedigend nicht erreichen. Die Autorität der Regierung war nicht zu entbehren. Nur durch sie war an das eigentliche Kriegsmaterial heranzukommen. Das schriftliche Material genügte vielfach nicht; denn Vieles, oft das Wichtigste hatte eine schriftliche Fixierung überhaupt nicht erfahren; nur durch Ausfragen der beteiligten Persönlichkeiten konnte dann

festgestellt werden, was geschehen war. Dafür ist besonders von General v. Haeften, eine mustergültige Organisation geschaffen worden. So ist im Laufe von Jahren doch noch zustande gekommen, was mir einst vorgeschwebt hat. Zugleich hatte ich den Vorzug, die Entstehung des Kriegswerks in allen seinen Phasen mitzuerleben und eine Reihe ungewöhnlicher Männer, insbesondere aus dem Soldatenstande, näher kennen zu lernen. Wenigsten einen möchte ich hervorheben. Es ist General v. Kuhl. Er besass den Dr. Phil., ehe er sich dem Soldatenberuf widmete, stieg schnell zum engen Mitarbeiter des Grafen Schlieffen empor, zog als Generalstabschef der ersten Armee unter General v. Kluck in den Krieg bekleidete später die gleiche Stellung in der sechsten Armee und dann der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Hochgebildet, schweigsam und klar, war er eine Bestätigung des Goethe-Wortes, dass der durchgeistigte Offizier einen der höchsten Repräsentanten menschlicher Persönlichkeitswerte darstellt. Ich fühlte mich in seiner Nähe immer an den alten Generalfeldmarschall v. Moltke erinnert, an dessen Totenbahre ich einst ehrfurchtsvoll gestanden habe. Auch sonst denke ich mit Dank an diese Kommissionsarbeit zurück.

Meine Arbeit in Berlin hatte nicht nur unter den Zeitereignissen zu leiden. An der Berliner Universität bestanden persönliche Gegensätze in erschreckendem Masse. Ich war der Vorsehung dankbar, dass ich die Empfindung des Neiden und auch als Niedersachse ein Streben nach beherrschendem Einfluss nicht kannte. Als Neuling hatte ich es auch verhältnismässig leicht, eine grosse Neutralität, zum mindesten ausserhalb meines eigenen Faches zu wahren. Das fand Anerkennung. Ich wurde sehr bald zum Dekan gewählt. Dieses Amt bekleidete ich im ersten Jahr nach Beendigung der Inflation. In ihm häufte sich die Arbeit ungewöhnlich, weil vieles bis zur Stabilisierung der Mark hinausgeschoben war. Es gab insbesondere kaum eines der in der Fakultät vereinigten vielen Fächer, in dem nicht eine Berufung zu erfolgen hatte. Für jede wurde eine Sachverständigen-Kommission unter Vorsitz des Dekans eingesetzt. In ihr wurde die Lage des betreffenden Faches eingehend erörtert und ein Überblick über die in Betracht kommenden Kräfte gegeben. Das hatte für mich einen doppelten Vorteil. Ich lernte erstens meine Fakultätskollegen genauer kennen, als es sonst möglich gewesen wäre, und bekam zweitens einen Überblick über die zur philosophischen Fakultät gehörenden Geisteswissenschaften und naturwissenschaftlichen Fächer, wie er an anderer Stelle in Deutschland damals vielleicht überhaupt nicht zu gewinnen war. Ich habe daher durch die Dekanatsgeschäfte eine grosse Bereicherung gewonnen. Allerdings gab es in dieser grössten Fakultät Deutschlands etwas sehr viel Arbeit, aber lohnende Arbeit. Im Anschluss an mein Dekanat wurde ich in den Senat der Universität gewählt; ihm habe ich zehn Jahre angehört. Es war für mich noch eine stille besondere Freude, dass ich der alten Familientradition insofern treu geblieben war, als ich zum Schluss meiner aktiven Laufbahn mich auch als „Senator“ hatte betätigen können. Ich wurde auch als Kandidat für das Rektorat aufgestellt aber von einem in der „Berliner Anciennität“ mir erheblich überlegenen Fakultätskollegen mit wenigen Stimmen geschlagen. Ich habe das nicht bedauert, es nachträglich sogar als gütige Fügung empfunden; viele Schwierigkeiten und Kämpfe sind mir erspart worden.

Innerhalb meines Faches war es weniger erfreulich. Die politischen Gegensätze waren auch in ihm gross. Ein Kollege entpuppte sich in einer öffentlichen Versammlung als grimmigster Bismarckfeind und begrüsst die mit dem Zusammenbruch eingetretene politische Wendung mit Begeisterung, sodass der hinter mir stehende Sozialdemokrat Heinrich Braun, der Mann der Lily Braun, mir zuflüsterte: „Vieles

habe ich Professoren zugetraut, so etwas habe ich nicht für möglich gehalten“. Auch war manches Andere schwer zu verstehen. Derartiges war jedoch kaum etwas Besonderes. Politische Meinungskämpfe durchzogen nach dem Kriege Deutschland in allen seinen Teilen. Auch der heisse Streit um die Ausgestaltung des staatswissenschaftlichen Studiums, in den ich mit einer Broschüre eingriff, konnte als etwas Natürliches hingenommen werden, obwohl sich auch in ihn unsachliche Bestrebungen mischten. Schlimmer war der persönliche Kampf, der hinter dem Rücken geführt wurde. Ich spürte ihn, habe aber erst nach vielen Jahren mit tiefer Erschütterung erfahren, von wem er ausging und in welcher Art er geführt wurde.

Traf somit auch vieles ein, was mir von lieben Seiten warnend gesagt worden war, Berlin bot doch auch manche Entschädigung. Dazu gehörte das Wiedererwachen des internationalen Lebens nach dem Kriege. Es ging sehr langsam vor sich. Die Befreiung Deutschlands aus der anfänglichen Isolierung erforderte tätige Förderung. Zu dem Zweck wurde zunächst die Deutsch-holländische Gesellschaft ins Leben gerufen. Ich wurde zu ihrem Präsidenten gewählt. Die ersten Schritte waren nicht einfach. Es gelang aber, bekannte Holländer zu Vorträgen in Berlin zu gewinnen und auch Deutsche in Holland sprechen zu lassen. Wichtiger waren umfassendere Veranstaltungen. Die hauptsächlichsten sollen wenigstens genannt werden. Die erste grosse ausländische Veranstaltung in Berlin nach dem Kriege war ein Konzert von Mengelberg mit seinem berühmten holländischen Orchester im grossen Saal der Philharmonie, an dem auch der erste Reichspräsident als Gast der Gesellschaft teilnahm. Es war ein grosser Erfolg. Dass ich noch einmal Konzertveranstalter werden würde, hatte ich mir auch nicht träumen lassen. Die schwierigen Verhandlungen mit der gefürchteten Beherrscherin des damaligen Berliner Konzertwesens, der „Königin Luise“ genannten Luise Wolf sind mir ebenso unvergesslich wie das stimmungsvolle Frühstück, zu dem der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt v. Haniel die ersten Damen und Herren des Berliner Musiklebens eingeladen hatte, und das von unserer Gesellschaft gegebene Eröffnungsfest, auf dem ich eine Rede über die Aufgabe der Musik in der Nachkriegszeit unter starker Zustimmung der musikbeflissenen Teilnehmer hielt. Eigenartig war eine andere Veranstaltung. Sie sollte von der Kultur der wichtigsten holländischen Kolonie, Java, eine Vorstellung geben. Zu dem Zweck wurde eine erstaunliche Menge schöner kunstgewerblicher Erzeugnisse alter und neuer Zeit aus deutschen Privatbesitz zusammengeschafft; in Verbindung damit wurde auch das javanische Wayang-Theater mit Gamelan-Musik und echt javanischen Tänzen vorgeführt. Die Veranstaltung fand in weiten Kreisen Beachtung. So fremdartig Vieles berührte, es gewährte einmal wieder einen Ausblick in die weite Welt und vermittelte eine Vorstellung von der Eigenart einer fernen Kultur, die den Sinn für Gebärden und Bewegungen in einer uns unbekanntem Masse entwickelt hat. Für mich war es ausserdem eine Wiederbelebung wertvoller Erinnerungen, über die Krieg und Malaria eine Art Schleier geworfen hatten. Die Deutsch-holländische Gesellschaft hat aber ihr Pionier-Aufgabe bald erfüllt. Die internationalen Fäden waren erfolgreich angesponnen; sie mussten auf andere Art und in umfassenderem Masse weiter gesponnen werden. Wichtige Aufgaben fielen dabei der Deutsch-russischen Gesellschaft zu. Ihr Arbeitsfeld erfuhr durch die neuentstandenen Staaten im Osten, insbesondere Polen, eine Erweiterung. Sie wurde daher umgetauft in „Gesellschaft für das Studium Osteuropas“ und erhielt bald im früheren Aussenminister Curtius einen neuen trefflichen Vorsitzenden, dessen Vertreter Professor Hoetzsch und ich wurden. Sie entfaltete bald reichhaltige Tätigkeit. Ich habe kaum anderswo damals so viele Anregung gewonnen. Sogleich der Anfang war von besonderem

Interesse. Es kam ein grosser Transport russischer Flüchtlinge in Berlin an: die geistige Aristokratie des Zarenreiches, darunter bedeutende Persönlichkeiten. Ihre Berichte waren erschütternd. Viele zogen weiter, insbesondere nach Paris; einige blieben auch in Berlin; von ihnen habe ich viel erfahren.

Dieser Besuch erzeugte den Wunsch, auch die Gegenseite kennen zu lernen. Es wurde deshalb beim ersten sowjetischen Botschafter in Berlin angefragt, ob er einigen Mitgliedern des Vorstandes der Gesellschaft Mitteilungen über die neueste insbesondere wirtschaftliche Entwicklungen seines Landes machen wolle. Er war bereit, ihm gestellte Fragen zu beantworten. Unsere besten Russland-Kenner bereiteten diese Fragen vor. Es war überraschend, mit welcher Schlagfertigkeit und Offenheit die Beantwortung erfolgte. Nur in wenigen Fällen fand eine Verschanzung hinter der Wendung statt: „nach den Informationen, die mir gewoden sind“. Die heisse Redeschlacht gab den Anlass, die Organisation der Gesellschaft dadurch auszubauen, dass neben den Vertragssitzungen, die allen Mitgliedern zugänglich waren, vertrauliche Besprechungen im kleinen geladenen Kreis stattfanden. Sie waren die aufschlussreichsten. So haben wir Beispielsweise zwei Mal den russischen Aussenminister Tschitscherin, dessen Mutter einen deutschen Adelsnamen gehabt hatte, bei uns gesehen. Einmal war er mit unserem Botschafter in Moskau, v. Breckdorf-Rantzau bei uns. Beide Männer waren sich im Typus und in ihren Gewohnheiten – sie benutzten beide mit Vorliebe die Nacht zum Arbeiten – ähnlich und schienen fast freundschaftlich mit einander zu verkehren. Einladungen des Vorstandes zu den gesellschaftlichen Veranstaltungen der russischen Botschaft vervollständigten das äussere Bild von den in Russland eingetretenen Wandlungen.

Mit dem Jahre 1933 gingen zwar in der Gesellschaft allerlei Veränderungen vor sich, aber sie behielt ihre Bedeutung. Das war vor Allem den jüngeren Kräften des auswärtigen Dienstes zu danken, die sich durch Studienreisen eine Anschauung von den Problemen der verschiedenen Länder des Ostens verschafft hatten. Es war ihnen eine Reihe fesselnder Vorträge zu danken. Auch im zweiten Weltkriege setzte die Gesellschaft ihre Tätigkeit zunächst fort; erst mit dem Feldzug gegen Russland hörte sie auf.

Noch von einer anderen Seite habe ich Einblicke in das an Rätseln reiche russische Land gewonnen. Ich erhielt nämlich von einem leitenden Herrn im Auswärtigen Amt, der wusste, dass ich unter dem Druck der Nachkriegsverhältnisse genötigt war, Zimmer in meinem Hause zu vermieten, die Anfrage, ob ich den aus Russland ausgewiesenen Vertreter der in Fragen der Aussenpolitik einflussreichen amerikanischen Zeitung „Christian Science Monitor“, Chamberlin, mit Frau und Kind in mein Haus aufzunehmen bereit sei. Ich sagte zu und lernte im neuen Mieter einen Mann kennen, der wie Wenige in Russland Bescheid wusste. Da er mit einer Russin verheiratet war und Russisch sprach, hatte er in sieben Jahren seines dortigen Aufenthaltes das weite Land in seinen verschiedensten Teilen kennen gelernt und noch vor kurzem als einziger Nichtrusse die Hungersnot-Gebiete – neun Millionen Menschen sollen damals verhungert sein – bereist. Er war vielleicht der fleissigste Mensch, der mir vorgekommen ist. Er lebte ausschliesslich seiner Arbeit. Unter dem Dach meines Hauses hat er sein einflussreiches Buch „Russia's Iron Age“ geschrieben.

So floss mir von verschiedenen Seiten Belehrung über Russland zu. Sie ist zwar nicht meiner wissenschaftlichen Arbeit, aber wohl meiner Lehrtätigkeit zu Gute gekommen. Zunächst geschah das in Verbindung mit der Tatsache, dass einige russische Flüchtlinge auch in mein Seminar kamen. Sie haben

wertvolle Doktorarbeiten, so über die russische Baumwollindustrie und über den ersten Fünfjahresplan, geliefert. Die wirtschaftliche Bedeutung des grossen Nachbarlandes im Osten zog die Aufmerksamkeit sogar so stark auf sich, dass einzelne deutsche Seminarmitglieder die russische Sprache erlernten. So gelang es, eine Lücke in der weltwirtschaftlichen Seminararbeit, die in Berlin ganz anders als in Bonn empfunden wurde, ein wenig auszufüllen. Es wurde zugleich das Gefühl lebendig, wie sehr Deutschlands Schicksal von der wirtschaftlichen und der politischen Entwicklung im Osten abhängt. Aus diesem Gefühl heraus habe ich, als der politische Horizont sich verdunkelte meine Ansicht über die russische Entwicklung verschiedentlich mit Nachdruck geäussert, bis ich von einem befreundeten Herrn im Auswärtigen Amt dringend verwarnt wurde.

Natürlich habe ich auch fachwissenschaftlichen Vereinen, wie der von Schmoller gegründeten „grossen“ Staatswissenschaftlichen Vereinigung und der Weltwirtschaftlichen Gesellschaft, angehört. Sie sind in Zeiten ruhig-friedlicher Entwicklung von grossem Nutzen; in Zeiten der Unruhe und Not wirken sie leicht anders. Dann drängt sich die Politik in den Vordergrund, nimmt freier Aussprache Reiz und Nutzen, schafft Konflikte oder Abhängigkeiten. Von internationalen Problemen der Wirtschaft zu sprechen, war schwieriger geworden; Verständnis und Vertrauen wieder zu schaffen, schien wichtiger zu sein.

Von diesem Standpunkt aus gewann ich nach dem Kriege Interesse für eine Organisation, welche die trennenden Schranken zwischen Völkern und den Berufen sowie die isolierende Wirkung der Grosstadt zu überwinden oder wenigstens zu mildern und dem reinen menschlichen Verkehr die Bahn wieder frei zu machen suchte. Diese Aufgabe hatte sich eine Gesellschaft gesteckt, welche sich in der krassesten Grosstadt der Welt, in Chicago, aus kleinsten Anfängen entwickelt und in wenigen Jahren fast über die ganze amerikanisch-europäische Welt verbreitet hatte. Sie nannte sich „Rotary“, weil ursprünglich die Zusammenkünfte bei den Mitgliedern umgingen, „rotierten“. In Deutschland hatte sie nach dem ersten Weltkrieg in Hamburg Fuss gefasst. Von dort kamen eines Tages einige Herren unter Führung des Direktors der Hamburg-Amerika Linie Holtzendorff, nach Berlin, um mit einem kleinen Kreise zu dem auch ich gehörte, über die Gründung eines Berliner Zweigvereins zu verhandeln. Das verfolgte Ziel wurde als zeitgemäss anerkannt, und sehr bald hatte auch Berlin einen „Rotary-Klub“, dessen Präsident im ersten Jahr der frühere Reichsminister Albert, und im zweiten ich wurde. Einmal in der Woche fand man sich zu einem gemeinsamen Mittagessen mit kurzem Vortrag, der möglichst einen Einblick in den eigenen Wirkungskreis eröffnen sollte, im Kaiserhof zusammen, und jeder „Rotarier“ aus aller Welt, der nach Berlin zum Besuch kam, war als Gast willkommen. So gewann man Fühlung mit anderen Berufskreisen, zunächst in Berlin, bald in ganz Deutschland, schliesslich in aller Welt. In der weiten Verbreitung lag anfangs der Reiz; aber der ständig wachsende Kreis gefährdete schliesslich den Zweck wahrer Bekanntschaft. Solange die Tafelrunde in Berlin noch verhältnismässig klein und stabil war, entwickelte sich ein wohlthuender Verkehr, wie es ihn bisher in Berlin nicht gab; je mehr sie anwuchs, trat zunehmende Fremdheit an die Stelle der Vertrautheit. Der Rotary-Klub wurde fast zu einer Einrichtung des Fremdenverkehrs; die Grosstadt trug den Sieg über ihn davon. Es war kaum noch ein grosser Verlust, dass der Berliner Rotary-Klub seine Pforten schliessen musste. In einer Grosstadt, wie dem damaligen Berlin, war ohne Dezentralisation kaum noch auszukommen.

Der internationalen Annäherung diene im Kleinen auch mein Hausstand. In der Zeit, als die Finanznot zu immer neuer Herabsetzung der Gehälter nötigte und das Heranwachsen meiner fünf Kinder die Ausgaben steigerte, hatten meine Frau und ich, wie ich schon andeutete, uns entschlossen müssen, Mieter in unser Haus aufzunehmen, und aus mancherlei Gründen wurden ausländische lieber als einheimische gesehen. Den Anfang machte ein Inder aus Kalkutta, namens Chaudhuri. Seine Mutter war die Schwester Rabindranath Tagores, sein Vater Mitglied des Obersten Gerichtshofes. Er selbst war ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, von weiblicher Zartheit, träumerisch und heimwehkrank, nicht unbegabt, aber unfähig, seine Zeit auszunutzen, ein typischer Inder alten Schlages. Musste man anfangs Englisch mit ihm sprechen, so lernte er im Verkehr mit unseren Kindern bald die deutsche Sprache. Zu systematischem Arbeiten konnte er sich jedoch nicht zwingen. Seine Mutter hatte, wie es hiess, „Beethoven in Indien eingeführt“, und der Sohn hatte ein starkes musikalisches Interesse von ihr geerbt. Durch Chaudhuri haben meine Kinder die ersten noch unvollkommenen Grammophon-Platten kennengelernt; er bastelte auch an einem primitiven Radio-Apparat herum, und mit ihm teilte unsere ganze Familie die freudige Aufregung, wenn es ihm gelang, irgendwelche Töne aufzufangen. Etwas von den Wonnen des Erfinders haben wir mit ihm erlebt. Er war uns ein lieber Hausgenosse, und sein Hauptziel, das Erlernen der deutschen Sprache, hat er auch erreicht.

Der Inder hatte nicht weniger als rund zwanzig Nachfolger und Nachfolgerinnen. Sie waren, ausser dem erwähnten Nordamerikaner Chamberlin und seiner Frau, sämtlich Angehörige des Britischen Reiches, überwiegend aus dem Mutterland, vereinzelt aber auch aus den Kolonien wie Süd-Afrika und Neu-Fundland. Neben reichen Herren, von denen einer mit zwei Kraftwagen vorgefahren kam und ein Anderer ein Flugzeug besass, Jünglinge von grosser Anspruchslosigkeit und erfrischender Unbefangtheit, die oft nur auf dumme Streiche zu sinnen schienen, aber auch nachdenkliche und strebsame junge Leute. Meist konnten sie kein Deutsch oder nur sehr wenig, aber es war unter ihnen auch Einer, der eine ganze Reihe deutscher Gedichte auswendig wusste. Im ganzen aber war auffallend, wie wenig Interesse sie dem Lande ihres Aufenthaltes entgegenbrachten. Die Damen hingegen waren fast immer von lebhaftem Interesse für alles Deutsche und zum Teil von grosser Unternehmungslust.

Da ich aus eigener Erfahrung wusste, wie sehr eine Kenntnis des Auslandes die Anschauungen bereichert, freute ich mich, dass meine Kinder durch die fremden Gäste eine lose Berührung mit dem Ausland gewannen. Damit begnügte ich mich aber nicht. Besuche eines fremden Landes sollten noch folgen. Für Töchter war es nicht leicht, Geeignetes zu finden. Sie konnten nur durch kurze Besuche ihr Interesse für das fremde Land beleben und sich mit der englischen Sprache etwas Gründlicher vertraut machen. Anders die Söhne. Der älteste kam nach Cambridge. Er war Jurist. Als solcher konnte er durch einen kurzen Besuch wenig lernen. Aber er brachte auch Wirtschaftsfragen Interesse entgegen. Am liebsten hätte ich ihn zu Füssen des von mir hochverehrten Professors Marshall gesehen, der eine Verschmelzung der englischen und deutschen Wirtschaftslehre erstrebt hatte. Da das nicht mehr möglich war, sollte mein Sohn die von ihm begründete „Cambridge School“ ein wenig kennen lernen. War der Aufenthalt auch nur kurz, so hat er doch Vergleichsmöglichkeiten gewonnen, die sich im Laufe der Zeit fruchtbar erwiesen.

Ganz anders mein zweiter Sohn. Er studierte Volkswirtschaftslehre und hatte das Glück, 1929 einer der beiden deutschen Studenten zu sein, die als Erste nach dem Kriege wieder ein zweijähriges

„Rhodes-Stipendium“ zum Studium in Oxford erhielten. Dort wurde er als erster Deutscher zum Präsidenten der grössten Studentenvereinigung (Oxford Union) gewählt. Als solcher hatte er die eingeladenen Gäste, meist Männer des öffentlichen Lebens, zu begrüßen und die an ihre Vorträge sich anschliessenden Diskussionen zu leiten. Noch wichtiger war, dass sein Stipendium für eine Reise in die Vereinigten Staaten verlängert wurde. Nachdem er an der Columbia Universität das Seminar des Professors Parker Willis, dem früheren Herausgeber des „Wallstreet Journal“, besucht hatte und gleichzeitig in der „Chase National Bank“ tätig gewesen war, auch selbst dann an der Universität eine Vorlesung über Bankprobleme gehalten hatte, kaufte er sich ein altes Auto und fuhr durch die ganze Breite des nordamerikanischen Kontinents bis zur Pazifischen Küste und auf anderem Wege wieder zurück. So lernte er das Land meiner Jugend, das für mich so viel bedeutet hat, in seiner Eigenart und Grösse kennen.

Ich war auch froh, dass meine Kinder im Ausland neue Eindrücke und Anregungen erhielten, weil sich die Verhältnisse in Deutschland wenig erfreulich gestalteten. Das kann im Einzelnen natürlich nicht geschildert werden, nicht nur weil es zu weit führen würde, sondern auch und vor allem, weil, was geschah, so wenig durchsichtig war.